(Zweites Blatt.)

Thorner Zeitung.

Nr. 278 — Sonntag, den 27. November — 1898

Chrysanthemum.

Ein Blumen- und Lebensbild aus Japan.

Von **Rudolf Laugenbach.**

(Nachdruck verboten.)

Ueber das glückliche Japan ist der Herbst gekommen und mit verschwenderischer Hand hat er eine märchenhafte, glühende Schönheit über das Land ausgeschüttet. Da ist keinerlei Zeichen von Tod und Vergänglichkeit, da flammen und leuchten von Blumen, Sträuchern und Bäumen tausend Farben, feine Düfte durchfließen die milde Luft, die königliche Rose wetteifert mit der geheimnißvollen Orchidee, und tiefblau lacht der Himmel auf all' diese gesegnete jubelnde Schönheit hinab. Aber nicht die Rose, nicht die Orchidee sind die Herrscherin in diesem Traumreiche, sie müssen jetzt der „Königin des Herbstes" weichen, dem heiligen unerschöpflich mannigfaltigen, stolzen, flammenden Chrysanthemum dem Kiku.

Kiku! Kiku! Das ist das Losungswort dieser Jahreszeit. Kiku herrscht im Palaste des Kaisers und ziert das Gemach selbst des Dürftigsten; Kiku giebt das Grundmotiv ungezählter Dekorationen, Stoffe und Toiletten; Kiku setzt Tausende in Bewegung, veranlaßt sie zu ausgelassen-harmloser Freude und verwandelt die ganze lärmende, geschäftige Hauptstadt Tokio tagelang in eine einzige große Fest- und Blumenstadt. So geht es seit Hunderten von von Jahren. Denn uralt ist die Kultur des Chrysanthemums im Land der aufgehenden Sonne. Japanische Autoren melden, im Jahre 386 sei der Samen der Blume zuerst, und zwar aus Korea, in Japan eingeführt worden. Vom Klima begünstigt und von den Menschen eifrigst gepflegt, entwickelte sie sich hier bald zur größten Schönheit und Mannigfaltigkeit in Formen und Farben. Die Gärtner erfanden zwei verschiedene Verfahren bei der Zucht. Das eine heißt Okiku und hat den Zweck, wenige große Blumen an einer Pflanze zu erzielen; da sieht man denn niedrige Pflanzen, deren Blumen 15 cm im Durchmesser haben und so schwer sind, daß sie durch Stäbe gestützt werden müssen. Die Chukiku genannte Methode aber beabsichtigt, recht viele Blumen zu erreichen, die aber zugleich so kräftig als möglich entwickelt sein müssen. So hat man im kaiserlichen Palaste Exemplare mit 300 gut ausgebildeten Blumen gesehen. Unendlich ist die Verschiedenheit der Formen, die erzielt worden sind: hier gleicht eiue Blume einer bunten Seidenquaste, dort dem schillernden Gefieder eines tropischen Vogels, da wieder scheint sie aus glänzend gefärbten und gedrehten Papierstreifen zusammengesetzt zu sein. Und dazu diese berauschende Farbenphantasie! Noch hat Niemand von einer tiefblauen Rose gehört; aber in Japan soll neben den gelben, rothen, weißen und violetten Variationen auch eine blaue Art existieren. Auch erscheint diese Art oft auf den Werken der Kunst. Denn längst hat sich die japanische Kunst des Kiku bemächtigt; auf Porzellan- und Metallarbeiten finden wir es, es ist in Bronce gegossen, auf Stoffen in kostbarer Stickerei wiedergegeben, in Lack eingelegt, auf die verschiedensten Materialien gemalt worden. Im Palaste des Mikado zu Kioto existirt ein Zimmer, das ausschließlich mit Malereien, Schnitzwerken und Stickercien, die das Chrysanthemum darstellen oder behandeln, geschmückt ist.

Kaum ist es möglich, eine Vorstellung davon zu geben, wie tief die Liebe zu dieser Blume im Japaner lebt und welch e Rolle sie in dem Leben des ganzen Volkes spielt. Es ist ein förmlicher Kultus, der mit ihr getrieben wird. Wenn der Fremde in Japan dieser heiligen Blume nicht die gebührende Liebe und Pflege widmet, so kann es geschehen, daß ihm seine Diener deshalb kündigen. Ueberall findet sich das Kiku als natürllcher Schmuck, wie als künstlerisches Motiv. Kaum ein Garten, und sei er noch so klein und ärmlich, in dem nicht kunstvoll gezogenes Chrysanthemum seine Schönheit zeigte. Ein Lebenselixir und ein Mittel gegen die Trunksucht wird aus ihr gewonnen. In großen Gärtnereien wird die Blume mit allen Künsten einer alten Ueberlieferung gezüchtet. Dicke Bücher dienen der Beschreibung des Chrysanthemums und aller seiner hundertfachen Varietäten und der Pinsel der feinsten Künstler hat sie mit poesievollen Schilderungen der Pflanzen versehen. Schon die Namen der Arten, die in diesen Werken bezeichnet sind, geben Kunde von der Liebe und Poesie, mit dem die Japaner die Blume betrachten, Da heißt eine hellrothe Kikusblüthe „Morgenroth", und eine dunkelroth und gelbe „Abendsonne", eine schneeweiße Blüthe mit gelblicher Mitte „Nachts leuchtender Edelstein", eine dunkel- und blaßrothe „Sonnenaufgang im Meer", eine Blume in leuchtendem Feuerroth und Gelb wird „herbstliche Ahornblätter in der Abendsonne" genannt, eine gelbe, mit weichen, mähnenartig verwirrten Strahlen „Löwenmähne". Selbst in der Geschichte Japans spielt das Chrysanthemum seine Rolle. Heut ist es Japans Wapprnblume, und der höchste Orden des Reiches heißt Chrysanthemum-Orden. Aber nicht immer war dem so. Einst beherrschte Nipon das dreiblätterige Asarum, das Wappenzeichen des Shogune, und Kiku, das Emblem der Mikados, war von seinen Ehren verdrängt. Seit einem Menschenalter aber hat das Chrysanthemum auch hier gesiegt, und Japan steht heut mehr denn je unter dem Zeichen Kiku's.

* * *

Aber seinen Höhepunkt erreicht der Kiku-Kultus im November, zur Zeit der Chrysanthemumblüthe und ihres großen Festes. Dies Fest zählt zu den fünf großen japanischen Nationalfesten, und es bildet einen der Höhepunkte im Leben des Japaners, das ja man möchte sagen, ganz von Blumen, von ihrer Pflege und der Liebe zu ihnen durchrankt ist. Blumenarrangiren ist dort zu Lande eine Kunst, die ein gut erzogenes junges Mädchen ebenso beherrschen muß, wie Sticken und Lautenspiel, und Lehrbücher und Lehrer unterrichten in dieser Kunst. Fast auf dem Fuße folgen einander in diesem blumenreichen Lande die Blüthenfeste; die Kirschblüthe berauscht den Japaner im April; die farbenreiche Iris feiert er im Sommer, später wieder wallfahrtet er zur Blüthe des zarten, geheimnißreichen Lotus. Und bevor der diesem Volke fast verhaßte Winter seine Herrschaft antritt, schließt die hohe Zeit des Chrysanthemums das Blumen- und Festjahr.

Schon lange vorher berichten die Zeitungen von dem, was man dieses Jahr erwarten dürfte, und jede dieser Nachrichten findet bei der Bevölkerung das lebhafteste Interesse. Schon lange vorher rüsten die Gärtner, die seltensten Erzeugnisse ihrer Kunst zu den wundersamsten Arrangements zusammenzustellen. Ist aber das Fest angebrochen, dann hält es den fleißigen Kaufmann nicht in seinem Laden, den Handwerker nicht in seiner Werkstatt; die ganze Stadt spannt dann aus, alles wirft sich in die prächtigen Feiertagsgewänder, schmückt sich mit der Festblume, und unter Singen, Lachen und Scherzen wandern froh erregte dichte Massen den Chrysanthemum-Ausstellungen zu.

In Tokio, wo die Kiku-Zucht besonders hoch entwickelt ist, sind es die hübschen Vorstädte Sugamo, Somei und Dangosaka, in denen sich Garten an Garten reiht. Heut sind sie alle mit Bannern und Tüchern gar lustig geschmückt und harren der Gäste, die denn auch nicht ausbleiben. Bald sind alle Theehäuser und Gärten von einer wimmelden Menge dicht besetzt, deren Fröhlichkeit sich bei aller Ausgelassenheit nach echt japanischer Art ganz in den Grenzen der Wohlanständigkeit hält. Voller Spannung wartet sie dessen, was sie schauen soll. Und das ist freilich wunderlich genug.

Der japanische Gartengeschmack ist insofern dem spätrömischen einigermaßen verwandt, als die Japaner es lieben, ihren Blumen phantastische Formen aufzudrängen. In den kaiserlichen Gärten findet man Chrysanthemen in Gestalt von Pferden, Hirschen, Pagoden u. s. w. zurechtgeschnitten. Die Gärtner stutzen Büsche und Sträucher wie lebensgroße Menschen zu, versehen sie mit Gesichtern aus bemalten Holz oder Papier; die Kleider, Fächer oder Waffen sind aus sorgfältig gezogenen Blätter und Blüthen geformt, die, in harmonischer Farbenpracht zusammengestellt, zu den verschiedensten Draperieen verwandt werden. Darstellungen dieser Art sind es, in denen die Gärtner zur Festzeit exzelliren, und die sie auf einer Art primitiver Bühnen gegen ein geringes Entgelt der Schaulust darbieten. Da sehen wir einen Strauch in Gestalt eines riesigen Fächers, dort eine lustwandelnde chinesische Frau. Hier trifft unser Auge eine wundervoll ausgeführte Landschaft mit untergehender Sonne, die aus goldfarbenen Chrysanthemen gebildet ist, dort erblicken wir eine Brücke, unter der ein Schiff hindurchfährt. Es ist ein Schauspiel, das auf den Fremdling wohl sinnenverwirrend wirken mag; Märchenwelt und Wirklichkeit, höchste Schönheit, Kunst und Aberwitz scheinen sich hier in diesen abenteuerlichen Blumenträumen zu vermengen. Höllenflammen und Winterschnee, buntgestickte Kimonos und weiße sich blähende Segel, die Sonne und der Mond, Schiffe und Häuser, Wappen und Wellen, mächtige Riesenkörper und duftige Mädchengestalten, — alles ist mit diesen schier zauberhaften Kikublüthen, rothen, weißen, gelben, blauen, hergestellt. Am beliebtesten sind unter diesen Darstellungen die mythologischen Scenen. Da sieht man Japens alte Helden im Kampfe mit vielköpfigen Ungeheuern, und in weißem Kikugewande daneben die schöne Jungfrau, für die der Ritter sich in den Kampf stürzte; das Ganze bildet eine etwa dreißig Fuß breite Landschaft. Historische Kompositionen, humoristische Genrescenen wechseln mit diesen Darstellungen ab, und jeder Gärtner sucht den andern an überraschender Wahrheit, an Größe, an Farbenpracht der Komposition zu übertreffen. Und unermüdlich drängt sich vor ihnen die Menge, vom frühen Morgen bis in die Nacht hinein währt die Festesfreude, und erst spät erlöschen die bunten Lichter, verstummen die Gesänge und das fröhliche Lachen.

* * *

Wie der letzte Bürger seines sonnigen Reiches, so begeht auch der Kaiser das Fest seiner Wappenblume. Nur geht es dabei freilich viel weniger unterhaltend, viel steifer zu, als in den Gärten von Dangosaka. Die zu dieser Feier Eingeladenen erhalten vom Hofmarschallamte eine zierliche Karte, umrahmt von Chrysanthemum-Laub, geschmückt mit den stilisirten Chrysanthemum-Blüthe. In den schönen Palastparke versammeln sich die Gäste und bewundern hier die prächtige Kiku-Ausstellung, in der die seltesten Arten vertreten sind. Ein bunter Anblick. solche

Aus Ostpreußens Sandbüchse.

Eine trockene Schilderung von **Anton Heusel.** (Königsberg).

(Nachdruck verboten.)

Kennst Du das Land, wo sich das Sandkorn hebt,
Vom Wind beflügelt durch die Lüfte schwebt,
Zu hohen Bergen Korn an Korn sich reiht,
Vernichtung bringend Allem, was gedeiht,
Wo meergebor'n es sich bergan bewegt,
Der Sturm auf's neu' es in die Fluthen trägt?
Kennst Du es wohl?

Wende Deinen Blick, lieber Leser, zu dem äußersten Nordosten des deutschen Vaterlandes, dorthin, wo es, auf der einen Seite von dem Meere, auf der andern von dem russischen Reiche begrenzt, in einem spitzen Winkel sein nördliches Ende nimmt. Dort dehnt sich ein nach Norden sich verengendes Süßwasserbecken aus, welches durch eine schmale Landzunge von dem Meere geschieden wird. Diese Landzunge, die kurische Nehrung ist es, mit der Du nähere Bekanntschaft machen sollst.

Von der bernsteinreichen samländischen Halbinsel im Süden ihren Ausgang nehmend, zieht sich die kurische Nehrung Anfangs in nordöstlicher, später fast nördlicher Richtung hin und bildet zwischen der Ostsee und dem kurischen Haff eine wallartige Wasserscheide von 97 Kilometer Länge und einer Breite die zwischen $\frac{1}{2}$ und 4 Kilometern wechselt. Das Material aber, aus welchem dieser langgedehnte Wall besteht, ist der Hauptsache nach trockener Seesand. Ein Wall, an dessen Schöpfung die Natur ihre Kräfte fortgesetzt thätig sein läßt, und der in wechselnder Höhe bis zu 200 Fuß über dem Meere aufsteigt. Wellenförmig in den Höhenkonturen, reiht sich Hügel an Hügel, bald eng aneinander gelehnt, bald durch tiefere Einschnitte geschieden, so geht es hin in ununterbrochener Folge, bis die in weichen Linien verlaufende Kette am Memeler Tief in der Süderspitze ihr Ende findet.

Fahren wir mit dem Dampfer die Küste entlang, so sehen wir sie langsam an unserem Auge vorbeiziehen diese Dünenberge. bald im Lichte der strahlenden Sonne schneeweiß erglänzend, bald, wenn Wolken sie beschatten, blaugraue Farbentöne zeigend: hier erstrecken die Hügel ihre sandigen Abhänge bis an den Rand des Wassers, dort treten sie mehr zurück, und ein grünlicher Schimmer deutet an, daß eine spärliche dürre Grasnarbe einigen Raum hat gewinnen dürfen. Während an der Seeseite die Küstenlinie in weitem Bogen ohne wesentliche Abschweifungen verläuft, zeigt sie auf der Haffseite wechselnde Formen, hier tiefe Buchten einschneidend, dort hakenförmige Ausläufer des Uferrandes begrenzend. Immer aber ist es Sand, lockerer trockener Seesand, den wir in mannigfachen Formationen sich zusammenfügend, da vor uns sehen. Das Bild einer einförmigen trostlosen Einöde von der wir glauben möchten, daß keines Menschen Fuß darauf zu wandeln Neigung hätte.

Und doch! Wo giebt es eine Scholle auf unserem Erdball, und wäre sie noch so trist und elend, auf der nicht der Mensch eine Zufluchtsstätte gesucht hätte? Auch auf der kurischen Nehrung finden wir menschliche Ansiedelungen zu einer ganzen Anzahl von Ortschaften gruppirt. Wollen wir sie kennen lernen, dann müssen wir unseren Fuß in diese vom Wasser umflossene ostpreußische Sahara setzen, der es, wie ihrer afrikanischen Namensgenossin, an Oasen keineswegs mangelt. Dabei erhalten wir denn auch Gelegenheit, die Natur dieses Landstriches in ihrer originellen Eigenart näher zu betrachten.

Schon eine kurze Wauderung wird uns erkennen lassen, daß eine gewisse Gleichartigkeit in der äußeren Gestaltung der Nehrung eigen ist, die sich in ihrem Querprofil deutlich kund giebt. Wenige Meter von dem Rande der See entfernt, erhebt sich eine durch künstliche Anlage erzeugte, niedrige Vordüne, welche die Bestimmung hat, den von der See ausgeschälten, vom Winde fortgetriebenen Sand zunächst aufzufangen. Dahinter dehnt sich ein flacher Streifen sandigen Geländes hin, der vielfach mit trockenem Sandhafer bestanden ist und bald in ein höckeriges Terain übergeht, einstmaligem Waldboden, der wieder hervortritt, nachdem die wandernde Düne den dort vorhanden gewesenen Wald erstickt hat. Nun thürmt sich in mähliger Steigung der Dünenberg auf, der nach Osten hin meist steiler abfällt, bald mit seinen Abhängen dicht an das Haff herantretend, bald einen mehr oder weniger breiten Streifen vor sich frei lassend. Das ist die Wanderdüne, das gefürchtete Verhängniß der Nehrung und ihrer Bewohner, das mit Vernichtung bedroht, was ihm entgegensteht. Denn in der That, dieser lockere Sandwall, den der Wind zusammengehäuft hat, unter dem Einfluß der nämlichen Naturkraft rückt er, seine Massen fortwälzend allmählich ostwärts vor, um sich von neuem in die Fluthen zu stürzen, aus denen er geboren. Diese Thatsache ist durch vielfache Beobachtungen festgestellt, und man ist dadurch sogar dahin gelangt, genau anzugeben, um wieviel die Düne jährlich weiter schreitet. Je nach den entgegenstehenden Hindernissen ist es bald mehr, bald weniger im Durchschnitt aber beträgt die Verschiebung im Jahre etwa 17 Fuß. Man vermag also mit einiger Genauigkeit zu berechnen, wann die Wanderdüne, die heute noch in gewisser Entfernung vom Haff sich erhebt, bis an den Rand des Wassers gelangt sein wird, alles unter sich begrabend, was dazwischen vorhanden gewesen ist.

In trügerischer Unschuld liegen die mannigfach geformten Sandhügel bei ruhiger Witterung da, und man glaubt, ihnen Böses garnicht zutrauen zu dürfen. Ohne Schwierigkeit, wenn auch mühsam, darf man zu ihnen emporklimmen, und von der Höhe bietet sich dann ein weiter Rundblick, der an Schönheit und Eigenart seines Gleichen sucht. Nach Nord und Süd dehnt sich, da und dort von dunklen Partieen — den bewaldeten Oasen — unterbrochen, in hellen Streifen die Hügelkette, auf deren Grat wir nnseren Standpunkt haben. Westwärts breitet sich das weite, grenzenlose Meer aus, in seinem grünlichen Farbenton scharf kontrastirend gegen die graue Wasserfläche, welche das Auge nach Osten überschaut, und dessen Grenzen durch dunkle Linien in der Ferne markirt werden. Ein Bild von großartiger Erhabenheit, das meist noch belebt wird durch Hunderte von Segeln, die sich auf den Fluthen des Haffes wiegen. Fischer sind es, die dort ihrem Gewerbe nachgehen, und zwischen denen da und dort ein langer Hauchstreifen von einem Dampfer Kunde giebt, der nach Nord oder Süd seinen Kurs verfolgt. Ein herrliches Gemälde von friedlicher Ruhe.

Doch wie anders, wenn der meist aus West oder Nordwest kommende Sturm darüber hinbraust! Dann geräth die Oberfläche der Berge in eine unheimliche mit Recht von den Menschen gefürchtete Bewegung. Wie in eine trübe Dunstschicht scheinen dann die Höhen gehüllt. Billionen von feinen Sandkörnchen sind es, die von der Windsbraut emporgehoben und fortgetragen werden, bis die eigene Schwerkraft sie wieder niedersinken läßt, alles bedeckend, was sie auf ihrem Wege antreffen. Aecker und Gärten, in denen der Mensch mit unendlicher Mühe Früchte zu

japanische Hofgesellschaft. Deun neben einheimischen uud fremden Offizieruniformen, neben Frack und Claqne und den Erzeugissen der letzten Pariser Mode sieht man noch bci manchen Damen die alte schöne nationale Tracht, uud ersichtlich fühlcn sich ihre Träger bequemer und zweifellos bewegen sie sich weit freier und schöner, als ihre europäisirten Landsleute, die in der fremden Tracht gewöhnlich eine recht schlechte Figur machen. Aber auch der Kaiser erscheint in französischer Marschalluniform und die Kaiserin in Pariser Toilette. In einem großen Zelte versammeln sie alle Gäste um sich, und stundenlang währt hier das Festmahl, bei dem der Champagner nicht fehlt. An langen Tischen, die sich unter kostbaren seltenen Blumen und Früchten biegen, speisen die Majestäten: die Herren müssen mit kleinen Tischen vorlieb nehmen, ja, manche von ihnen finden während des ganzen Diners keinen Platz. Ist die Mahlzeit vorüber, so folgen Promenaden im Park, den bunte Lichter erhellen und die Weisen mehrerer Kapellen durchtönen.

Also verläuft das Chrysanthemumfest am Kaiserhofe zu Japan, — ein trüber Ausblick in eine vielleicht nahe bevorstehende Zeit, in der das Land der Blumen und der Sonne ganz und gar europäisirt sein wird, Dann wird die „Gesittung gesiegt haben.

* * *

Vorläufig aber hat Japans Blume uns besiegt. Seit Fortune die japanischen Chrysanthemumarten in Europa eingeführt hat, ist unter unseren Züchtern und Blumenfreunden ein reger Wetteifer in der Pflege der schönen Pflanze erwacht, Chrysanthemum-Gesellschaften haben sich gebildet, Chrysanthemum-Ausstellungen führen die erzielten neuen Variationen vor und verbreiten die Freude an der Blume und das Verständniß für ihren fast unvergleichlichen künstlerischen and dekorativen Werth in immer weitere Kreise. Und wenn diese Ausstellungen auch nicht Kiku-Landschaften, nicht Schiffe und Schlachtscenen aus Chrysanthemumblüthen zeigen, so haben sie doch bereits so manche von den seltensten schönsten Arten, deren sich Nippon rühmt, als das Erzeugniß und der Geschicklichkeit unserer Züchter uns vorführen können.

Albion im Nilthale.

Von **Wilhelm Wiedemann.**

(Nachdruck verboten)

Der Union Jack wehend über den Ruinen der gigantischen Pharaonenwerke, das nüchternste Volk der Erde herrschend in dem geheimnißreichsten aller Länder — soll die vieltausendjährige Geschichte des Wunderlandes der Pyramiden wirklich diesen verblüffenden Abschluß nehmen? Fast scheint es allerdings, als ob der Zeitpunkt gekommen oder wenigstens nahe sei, wo Albion sich endgültig und offen der Herrschaft im Nilthale bemächtigt und Königin Vietoria auch den Thron der alten Ramsesse zum Schemel ihrer Füße macht. Als eine englische Kolonie crscheint Egypten in vielen wesentlichen Dingen schon heut." Englisch spricht der Lotse, der das Schiff in den Hafen von Alexandria führen soll, den Reisenden an, Engländer sind in allen Zweigen der Verwaltung in wichtigen Posten beschäftigt und öfters mit ihnen, als mit eingeborenen Egyptern hat man als Vertretern des Gouvernements zu thun, die Rothjacken wohnen in alten zu Kasernen umgestalteten Palästen und bilden eine charakteristische Erscheinung des Straßenlebens in den Hauptstädten, das Geschäfsleben wird von den Briten beherrscht und — last but not least — der englische Touristz eigt mit der ganzen lieblichen Ungenirtheit dieser anmuthigen Klasse von Mitmenschen, daß er sich hier ganz af home, ganz in einer Kolonie Ihrer most gracions Majesty fühlt und den demnach Alles gestatten darf. Die Massenschwärme englischer Touristen, ihr breitspuriges, auspruchsvolles Auftreten, die unmusikalischen Klänge ihrer Sprache, haben in neuester Zeit wirklich dem Reisen in Egypten und Studium seiner unvergleichlichen geschichtlichen Denkmäler nicht wenig von seinem Reize ge, raubt, und es mögen einige verbürgte Anekdoten zeigen, in welchem Grade englische Reisende sich in Egypten rücksichtslos als die Herren aufspielen. Vor einigen Jahren hatte sich Kairo festlich geschmückt, um den zum Winteraufenthalte übersiedelnden Khedive fesilich zu empfangen. Kurz bevor der Khedive eintraf, wurde die Hauptstraße gesperrt. Da durchbrach plötzlich ein englischer Tourist die Kette der Schutzleute und ritt unter allgemeiner Verwunderung und Heiterkeit stolz erhobenen Hanptes in langsamem Schritt durch die dichten Reihen der Zuschauer, durch Triumphbogen u. s. w. dem Bahnhofe zu. Wiederholt aufgefordert, in eine Nebenstraße einzubiegen, weigerte er sich, der Weisung nachzukommen, mit der Motivirung, ihm als einem Engländer hätten die Egypter nichts zu sagen. Schließlich wurde er denn verhaftet, aber Hans Resener, dem wir diese Anekdote verdanken, berichtet, daß er auf die Forderung Lord Cromer's baldigst wieder freigegeben wurde.

Ein ander Mal war ein englischer Journalist in Kairo angekommen und wollte dem eben zur Herrschaft gelangten Khedive Abbas Pascha seine Aufwartung machen. In dieser Absicht fand er sich im Promenadenkostüm im Palaste ein, in einer Kleidung also, in der er in keinen guten englischen Hause einen Besuch abstatten dürfte. Als ihm nun der Ceremonienmeister bedeutete, daß der Khedive nicht zu sprechen sei, beklagte sich der Journalist sogleich darüber bei Lord Cromer, und dieser verfehlte nicht, seiner Verwunderung über diesen Akt der Unfreundlichkeit einem Unterthanen Ihrer Majestät gegenüber Ausdruck zu geben! Derartige Vorfälle muß man sich vergegenwärtigen, um die Empfindungen des Khedive für seine „Schützer“ und „Retter“ richtig zu beurtheilen. Abbas Pascha ist trotz seiner Jugend ein ziemlich ausgereifter Charakter und keineswegs ein „anmaßender und dummer Junge“, wie ihn die „Times“ einmal nicht ohne Schroffheit titulirte. Er hat seine Erziehung auf dem Therefianum zu Wien erhalten (daher er auch das Deutsche fließend spricht) und seine natürliche Fähigkeit, wie seine tüchtigen Leistungen sind doch nicht unbemerkt geblieben. Eine gewisse Reserve in seinem Wesen hält die Vertraulichkeit von ihm fern; der junge Fürst ist in der That ein stolzer Charakter, der von Jedermann die seiner Würde zukommende Ehrfurcht heischt und daher von der Rücksichtslosigkeit, die die Engländer auch in formalen Dingen ihm gegenüber nicht selten an den Tag legen, besonders empört sein muß. In diesem Zusammenhange darf an den sogenanuten Zwischenfall von Wadi-Hafa erinnert werden. In Wadi-Halfa erlaubt sich der Khedive einmal bei einer Revue, über ein Bataillon ein etadelnde Bemerkung zu machen. Die Folge war, daß er einen Tagesbefehl erlassen mußte, in dem er den gekränkten englischen Offizieren Genugthuung gab, und daß er sich zu verpflichten hatte, Aeußernngen über die Thätigkeit der in egyptischen Diensten stehenden Offiziere fortab nur an den Höchstkommandierenden der englischen Okkupationsarmee zu richten. Daß derartige Vorfälle auf Abbas Pascha einen tiefen Eindruck machen müssen, ist um so natürlicher, als er eine tiefe Liebe zu seinem Lande hegt und es sein innigster Wunsch ist, ihm zu einer selbstständigen und gedeihlichen Existenz zu verhelfen.

Seitdem Mehemed Ali und seine Nachfolger Egypten der Civilisation eröffnet haben, ist ein unersättliches Parasitenthum seine Plage geworden. Das Egypten der Parasiten nnd das Egypten der Egypter — das sind zwei ganz verschiedene Dinge. Es sind nicht nur der Spielhöllen und Spelunken der Griechen, nicht nur ein schier unübersehbar wimmelndes europäisches Gesindel, das in Alexandrien und auch in Kairo schmarotzt; auch von der Mehrheit die europäischen Kaufleute im Nilthale gilt — ein so vortrefflicher Kenner und maßvoller Beurtheiler, wie der verstorbene Georg Ebers, hat das hervorgehoben — noch heut das alte Wort Hadrians: „Alle kennen nur den einen Gott (Mammon).“ Sie alle bereichern sich an diesem Lande, in dem nur dle Eingeborenen zu ewiger Armuth verurtheilt zu sein scheinen. Existenzen, die in anderen Ländern Schiffbruch gelitten haben, sehen in Egypten den Schauplatz eines neuen, gewinnreichen „Wirkens“; Frédolin traf einen Belgier, der ihm ganz offen gestand, er habe zu Hause faule Sachen gemacht und wolle nun in Egypteu sich eine Stellung suchen, die Verwaltung — das ist der große Cadaver an dem all' diese Schmarotzer zehren; schon 1882 bezogen auf diesem Gebiete nicht weniger als 1325 Ausländer 373000 Pfund vom Staatsschatze. Und in der Exploitirung dieser gewinnreichen Domaine sind die geschäftskundigen Briten allen Anderen weit voraus. Wie ein Kenner Egyptens sich ausdrückt: bevor John Bull den Mahdi angriff, machte er erst auf die reichen Verwaltungcn seine Attacke, auf die Eisenbahnen, die Zolladministration, die Telegraphie u. s. w. Die englischen Beamten beziehen enorme Gehälter, und England ist nicht spröde darin, Egypten zu einer einträglichen Sinekure für seine Unterthanen zu machen. Ein paar Beispiele. Der Generalinspektor der Polizei, Settle, Pascha, erhält 1894 anläßlich der Reorganisation der Polizei trotz eines auch sonst schon sehr bedeutenden Gehaltes (bedeutender, als er es in England bezogen haben würde) und trotz der bei dieser Gelegenheit erfolgten Verleihung eines hohen egyptischen Ordens an ihn, noch die hübsche Abschiedsgratifikation von 42000 Mark; beiläufig wurde Egypten gerade damals von einer schwcren landwirthschaftlichen Krisis heimgesucht. Aus Indien wird 1885 ein englischer Ingenieur berufen, der — außer zahlreichen Spesen — ein Gehalt von 21000 Mk. erhält, während er in Indien 8400 Mk. bezogen hatte; 1890 wird sein Gehalt auf 31500 Mk. erhöht und 3150 Mk. müssen jährlich an die indische Regierung gezahlt werden, damit Mr. R.'s Pensionsanspruch in Indien nicht erlösche. Diese Gehaltsaufbesserung hatte zur natürlichen Folge, daß auch die Vorgesetzten des Mr. R. eine Erhöhung ihrer Bezüge erhielten, die z. B. in einem Falle 5250 Mk. jährlich betrug. Dabei hatte übrigens Mr. R. noch ein Palais zu freien Verfügung und 21 Mk. tägliche Spesen.

Wenn Egypten so an seine britischen Wohlthäter eine schwere Kontribution entrichten muß, so steht es doch wieder außer Frage, daß die englische Verwaltung dem Lande in mehreren Beziehungen vortheilhaft gewesen ist. Vor Allem ist es bekanntlich das Verdienst der Engländer die total zerrüttete Finanzwirthschaft in Ordnung gebracht zu haben. Das Schuldenwesen ist geregelt, das Gleichgewicht im Budget aufgerichtet, Millionen sind als Reserve gesammelt worden. Fragt man indeß, wie sich bei dieser kaufmännisch und verwaltungsmäßig gewiß höchst anerkennenswerthen Leistung das eigentliche Egypten, das Egypten der Egypter befindet, so erhält man einen wenig erfreulichen Eindruck. Die österrcichische Handelskammer in Alexandrien hat einmal das Urtheil gefällt, das „zahlungsunfähige“ Egypten habe neue Provinzen erobert, Eisenbahnen gebaut, Telegraphenleitungen eingeführt, herrliche Bauten errichtet; die Geschäfte und der Handel blühten, das Kapital fand lohnende Verwendung, das Volk war zufrieden, Und von dem heutigen Egypten mit seinen geordneten Finanzen heißt es, daß der Fortschritt darin dem Stillstande, der Wohlstand dem Elende gewichen sei, daß der Arme keine Arbeit. der Hungrige kein Brot finde: „die Regierungskassen füllen sich immer mehr mit Geld an, aber die Bevölkerung leidet und verzweifelt.“ Wie viel Berechtigung in dlesem harten Urtheil liegt, zeigl ein Blick auf jene unendlich zähe, geduldige, unglückliche alte Bevölkerung Egyptens, auf die Fellachen,

Viele Reisende haben bereits die Beobachtung gemacht, daß der Fellache in jungen Jahren munter, geweckt und lustig ist, wächst er heran, so wird er mürrisch, phlegmatisch, stumpfsinnig. Das Leben tödtet die Fröhlichkeit, dies furchtbare, schwere hoffnungslose Fellachenleben. Hart ist seine Arbeit, wenn nicht das Schöpfrad den Schöpfeimer ersetzt, aus dem er seinem durstenden Acker unausgesetzt das nöthige Wasser zuführen muß, ist sie fast unerträglich. Eine elende Hütte aus Nilschlamm ist seine Wohnung, ein paar Kochgeräthe sein Mobliar, einige Lumpen seine Kleidung. Nichts Trostloseres giebt es, als solch' ein armseliges, schmutziges, stinkendes Fellachendorf mit seinen halbnackten, beständig bettelnden Kindern. Aber ehe man dies auf der untersten Stufe der Menschheit stehende Wesen verurtheilt, muß man bedenken, welch' ein schwerer Steuerdruck auf ihm lastet. Der Fellache zahlt höhere Steuern, als der Bauer in irgend einem anderen Theile der Welt. Er ist es, der die hohen Gehälter der fremden Beamten, der die Kosten der öffentlichen Bauten, die Zinsen der Anleihen bezahlt. Zwei Millionen Fellachen giebt es in Egypten; nicht weniger als 2000 davon mußten im Jahre 1890 ihren Landsitz zwangsweise verkauft sehen, weil sie die Steuerrückstände in keiner Weise erlegen konnten. Dabei sammelten sich in den von den Engländern tadellos verwalteten Regierungskassen mächtige Reservefonds an. Erst in der jüngsten Zeit haben die Engländer begonnen, die Grundsteuern der am schwersten belasteten Provinzen einigermaßen zu erleichtern.

Jene verzweifelte Stumpfsinnigkeit, die einen so markanten Zug im Charakter des Fellachen bildet, erklärt sich leicht daraus, daß er den Eindruck gewinnen muß, als ob Alles und Alle sich gegen ihn verschworen haben. Er will sein Recht gegen einen Bedrücker suchen, aber die ungeheuren Gerichtskosten vernichten seine Existenz, selbst wenn er sein Recht erlangt. Ein Fellache war einem griechischen Wucherer 8 Pfund schuldig; da er nicht zahlen konnte, mußte, er die Verschreibung wiederholt erneuern, schließlich verfiel seiu Grundstück dem Zwangsverkauf, und obgleich es dabei 85 Pfund trug, blieb er infolge der hohen Gerichtsgebühren auch nach dem Verluste seines Eigens dem Wucherer noch 11 Pfund schuldig. Erst im Jahre 1892 wurden durch die versönliche Initiative des Khedive die Gerichtskosten um 50 pCt. ermäßigt. Der Fellache hatte einen einzigen Luxus, den Tabak, den er seinem Boden billig, wenn auch nicht in besonders guter Qualität abgewann. Da wurde der Tabakbau im Jahre 1890 von der angloägyptischen Regierung ganz untersagt, um die Ein-

---

ziehen bestrebt gewesen, sie werden von dem feinen Sande mit einer ertödtenden Decke überzogen, und Verderbniß ist es, daß er jeder Vegetation bringt. Selbst die menschlichen Wohnstätten vermögen keinen genügenden Widerstand zu leisten, denn mag die Fuge zwischen Balken und Bretterwerk noch so klein sein, der Wind treibt den Sand bis ins Innerste der Wohnungen. Und wo ein Mensch solchem Sturm ausgesetzt ist, da fühlt er sich wie mit tausend Nadeln berührt, selbst zwischen den Zähnen merkt er, daß der Sand auch da eingedrungen. Der schwerere Sand aber, ihn rollt der Sturm bergan und stürzt ihn jenseits in Massen hinab, langsamer wohl, aber gleiches Verderben mit sich bringend. Und wenn dann die Wuth des Sturmgottes sich gelegt hat, dann läßt er seltsame Zeichen seines Wirkens dort oben zurück. Zierliche Wellenlinien ziehen sich über die Berge dahin, wie wenn eine bewegte Fluth urplötzlich erstarrt wäre.

Von der unwiderstehlichen Macht, mit welcher die Wanderdüne alles Lebende zu vernichten trachtet, zeugt eine ganze Anzahl von Spuren menschlicher Wohnstätten, die vor Zeiten auf der Nehrung bestanden, aber von ihren Bewohnern haben verlassen werden müssen, als die Sandmassen sich darüber hinzuwälzen begannen. So sind die in historischer Zeit vorhanden gewesenen Dörfer Lettenwalde, Kunzen, Preden, Negeln, Neu-Pillkoppen und Karwaiten vom Erdboden verschwunden, und heute, nachdem die Düne über sie hinweggegangen ist treten Ueberreste jener Niederlassungen vereinzelt wieder zu Tage, die Gräber öffnen sich, und die Gebeine der Todten, die einstmals dort ihren Ruheplatz gefunden, sie kommen wieder zum Vorschein, als wäre das jüngste Gericht herangenaht, da die Todten wieder auferstehen sollen. Doch nur gebleichte Knochen sind es, die der vom Winde weiter getriebene Sand frei giebt, wirr durcheinander geworfen, daß es schwer würde, sie wieder zu dem Ganzen zusammenzufügen, das sie einstmals gewesen.

Allein nicht immer hat die Nehrung ein so ödes Bild dargeboten, wie wir es zum großen Theil heute von ihr gewinnen. Es hat Zeiten gegeben, da sie von dichtem Walde bestanden war. Davon erfahren wir nicht bloß aus der Geschichte: durch vorgenommene Nachgrabungen ist auch nachgewiesen worden, daß zu drei weit auseinander liegenden Zeitperioden Waldungen sich dort ausgedehnt haben, deren Reste in drei übereinander liegenden Bodenschichten aufgefunden worden sind. Dem Unverstand der jeweiligen Bewohner mag es zuschreiben sein, daß die Waldungen gelichtet und ausgeholzt und dadnrch dem treibenden Sande die Herrschaft überantwortet worden, von deren vernichtender Macht die heutige Gestaltung der Nehrung ein so dentlich redendes Zeugniß ablegt.

Zu jenen Zeiten, als sie noch schützenden Wald trug, darf man sicherlich auch die ersten Versuche der Besiedelung verlegen, die freilich in eine sehr ferne Periode zurückreichen. Datiren doch die Funde, die von unsern Alterthumsforchern, vor allem Prof. Beggenberger, dort gemacht worden, aus einer Zeit, die weit hinter der christlichen Zeitrechnung zurückliegt. Hatten sich aber erst Bewohner festgesetzt, dann lag es in der Beharrlichkeit der menschlichen Natur, daß sie dieselben nicht aufgaben, selbst wenn die Lebensbedingungen durch die Natur erschwert wurden. Und so finden wir denn bis auf den heutigen Tag auf der Nehrung eine ganze Anzahl von Ortschaften, deren Bewohner, wie es wohl nie anders gewesen, im Fischfang Nahrung und Erwerb fanden. Diese Bewohner, die der Nationalität nach zum großen Theil Kuren oder Letten, also Verwandte der Littauer sind, finden wir von heute, gehen wir von Süd nach Nord hinauf, in den Dörfern Sarkau, Rossitten, Killkoppen, Nidden, Preil, Perwalk, Schwarzort und an dem nördlichsten Ausläufer, der Süderspitze.

Unter demselben nimmt Rossitten, wo seiner Zeit ein Ordenshaus gestanden hat, eine bevorzugte Stellung ein, da es ein verhältnißmäßig großes Areal fruchtbaren Bodens besitzt, auf welchem — ein Unikum auf der Nehrung — selbst Weizen gebaut wird. Neben dieser Oase in der langgestreckten Sandwüste hat in neuerer Zeit Schwarzort eine erhöhte Bedeutung gewonnen, das durch seinen ozonreichen Kiefernwald zu eiuem klimatischen Kurort ersten Ranges geworden ist, der seinen Besuchern auch zugleich die Annehmlichkeiten eines bequemen Seebades bietet. Malerisch gelegen ist auch das größte Fischerdorf der Nehrung, Nidden, das durch Waldanlagen vor der Vernichtung wirksam geschützt ist. Das elendeste unter allen aber ist Perwalk, ein Dörflein von wenigen Hütten, dem von der einen Seite der Dünensand unaufhaltsame Vernichtung bringt, wärend von der andern die Wasser des Haffs an seinen Ufern dergestalt zehren, daß eine der schornsteinlosen Hütten von den Fluthen bereits unterspült ist. Hier ist ein Halten der Wohnstätten zu einem Ding der Unmöglichkeit geworden, und deshalb soll der Ort auch demnächst aufgegeben werden.

Daß die übrigen Dörfer nicht dem gleichen Schicksal verfallen, das läßt die Landesregierung neuerdings ihre Sorge sein, indem sie nun schon seit Jahren bestrebt ist. den wandernden Dünen Festigkeit zu verleihen und ihnen dadurch die Gefährlichkeit zu rauben, die sie für die durchweg auf der Ostseite der Nehrung liegenden Ansiedelungen und in nicht geringem Grade auch für das Fahrwasser des Haffs besitzen. Ein mühsames Stück Arbeit, dieses Festlegen der Düne, das oftmals durch einen einzigen Sturm vernichtet wird, der eiu neues Beginnen nothwendig macht, da wird zuerst die Sandfläche „bestraucht“, indem man durch Strauchwerk regelmäßige Quadrate abgrenzt. Diese Felder werden dann wit Fehm oder Schlick gedüngt und im nächsten Jahre mit jungen Bergkiefern bepflanzt, die auf diesem dürren Boden ein leidliches Fortkommen finden. Setzt schon das Bestrauchen der Fortbewegung des Sandes einen merklichen Widerstand entgegen, so thun es die Anpflanzungen in erhöhtem Maaße, und hat sich erst ein fester Waldboben gebildet, dann ist die Macht des Dünensandes gebrochen, und im Schutze des neu erstandenen Waldes dürfen sich die Bewohner der Wohnstätten am Ufer des Haffes in Sicherheit wiegen. So ist es in Rossitten und vor allem in dem von älteren Waldungen geschützten Schwarzort, so sehen wir es auf der mit jungem Walde bestandenen Süderspitze und bei dem größten der Nehrungsdörfer, Nidden, dem besondere Sorgfalt zugewendet worden ist, und auch Pillkoppen ist durch diese Arbeiten davor bewahrt worden, von dem hohen Dünenberge, der schon in verhängnißvolle Nähe gerückt war, vernichtet zu werden. Nun ist man dabei, das Dörfchen Preil dem drohenden Schicksal zu entreißen, und aus dem Gelingen der bisherigen Arbeiten darf man darauf schließen, daß es auch hier glücken wird. Nur bei dem schon erwähnten Orte Perwalk, wo die Wanderdüne noch freies Spiel hat, glaubt man das Verhängniß nicht mehr aufhalten zu können und so sind denn dessen Bewohner baldigst genöthigt, den Platz zu verlassen.

Das ist in kurzen Strichen die kurische Nehrung mit ihrer eigenartigen Natur, deren Gleichen sich auf dem Erdenrund nur selten wiederfindet, mit ihren Bewohnern, die schwer um ihre Existenz ringen müssen und dabei doch zufrieden sind, und mit ihren Reizen, die dem Kulturmenschen etwas Ungekanntes darbieten, das geeignet ist, sein Interesse in gewöhnlichem Maße in Anspruch zu nehmen. Wer offenen Sinnes dorthin seinen Weg nimmt, der wird gewiß für seinen Wissensdrang reiche Befriedigung finden.

fuhr des türkischen und griechischen Tabaks zu begünstigen. „Wir würden (sagt der österreichische Konsul Th. Neumann, ein langjähriger, eher anglophil gesinnter Kenner des Nillandes) in der Geschichte der Volkswirthschaft wohl kaum ein Beispiel finden, daß eine blühende, bedeutender Vervollkommnung fähige Kultur des eigenen Landes aus fiskalischen Gründen vernichtet wird, um ein große Einfuhr ausländischen Produktes zu ermöglichen." Die Zölle füllten die Staatskassen, — dem Fellachen aber war wieder ein Theil seiner spärlichen Lebensfreuden genommen.

Wie man sieht, hat die Neuordnung der ägyptischen Verwaltung, dies so sehr gerühmte Werk, recht verschiedenen Werth für das Egypten der Schmarotzer und das der Egypter selbst. Doch kommt die Empfindung des eigentlichen egyptischen Volkes ja kaum zum Ausdrucke. Der Brite ist und bleibt der Herr im Nilthale, und in welchem Maße die englischen Rothjacken von den ängstlichen egyptischen Behörden als ein Blümlein Rührmichnichtan angesehen werden, dafür giebt eine Polizeivorschrift v. J. 1885 ein beinahe ergötzliches Zeugniß. Da heißt es: „Jeder Eingeborene muß darauf achten, daß einem englischen Soldaten kein Leid geschieht. Er hat auch zu vermeiden, sich einem betrunkenen Soldaten zu nähern, obwohl er verpflichtet ist, ihm, wenn es sein Zustand erfordern sollte, beizustehen!„ Bemerkenswerth ist übrigens, daß trotz alledem die englische Sprache, die doch in allen Schulen gelehrt wird und in zwei Ministerien Amtssprache ist, bisher noch immer keinen rechten Boden im Lande zu fassen vermocht hat. Die Abneigung der Egypter gegen England mag zu dieser Erscheinung mitgewirkt haben. Auch das Französische ist von seiner dominirenden Stellung herabgesunken und ist eigentlich nur noch längs des Suezkanals von Bedeutung. Dagegen stimmen mehrere Beobachter in der Ansicht überein, daß seit mehreren Jahrzehnten die deutsche Sprache und Kultur in Egypten auffallende Fortschritte gemacht hat. Berlin und Wien nehmen jetzt für viele Egypter die Stellung ein, die früher unbestritten Paris behauptete, und in beiden Städten findet man junge Egypter, die hier ihre Ausbildung genießen. So wird man schließlich zu der Auffassung gelangen, daß Albion, der Herr im Nilthale, doch nicht durchaus und auf allen Gebieten auch der moralische Sieger im Lande der Pyramiden ist.

Vermischtes.

Heiteres. Ein ehrlicher Mann. „Hören Sie mal, Thompson", bemerkte Brown, als er in den Straßen Newyorks einem Bekannten begegnete, „es sind schon sechs Monate verflossen, seit Sie jene fünf Dollars von mir geliehen haben!„ — „Sieben", korrigirte Tompson mit ernstem Gesicht. — „Nun ja, sieben", zischte Brown, „und Sie versprachen, sie mir nach einer Woche wiederzugeben. Sie versprachen es hoch und theuer, jawohl, jene fünf Dollars in sieben Tagen zurückzuerstatten, und nicht in sieben Monaten!" — „Ich weiß", antwortete Thompson traurig und zog dabei ein Notizbuch aus der Tasche. „Jener Fünfdollarschein war Serie F, Nummer 672 929, Emission vom Jahre 1887. Ich habe dies genau aufgezeichnet, und dann habe ich das Geld ausgegeben. Seit der Zeit aber habe ich mich vergebens bemüht, den Schein wieder zu bekommen!" — „Aber", brüllte Brown, „ein anderer würde denselben Zweck erfüllen!" — „Nein", versetzte Thompson mit wehmüthigem Kopfschütteln, „ich bin ein Mann von Wort. Als Sie mir den Schein gaben, sagte ich zu Ihnen, „ich werde Ihnen dies zurückerstatten", und das war meine ehrliche Absicht. Brown, lieber Freund, sobald mir Nr. 672929, Serie F, Emission 1887, wieder unter die Augen kommt, will ich versuchen, sie zu kriegen und Ihnen wieder zu geben, denn ein einmal gegebenes Versprechen halte ich unter allen Umständen."

Titel und Teller. An dem Tage, da François Coppée zum Mitgliede der französischen Akadmie gewählt wurde, begegnete er — so erzählt „L'Illustration" — dem Dichter Théodore de Banville, der ihm herzlich gratulirte. „Ihre Glückwünsche", gestand Coppée, „sind mir drückend. Ich habe ein peinliches Gefühl bei dem Gedanken, daß Sie nicht in der Akademie sind, während ich ihr angehöre. Wir müssen Sie eben auch wählen, ob Sie wollen oder nicht!" „Ich werde aber nie einen Besuch machen", erwiderte de Banville. „Und wenn wir Sie wählten . . . ohne Besuche? Wenn Ihnen der Titel eines Akademikers eines schönes Morgens auf einem silbernen Präsentirteller überbracht würde?" Banville sann eine Weile nach und und sagte dann lächelnd: „Ich weiß nicht, was ich mit dem Titel anfangen würde. Den Teller aber würde ich auf alle Fälle behalten."

Erinnerungen an den Fürsten Bismarck veröffentlicht dessen alter Freund und einstmaliger politischer Gesinnungsgenosse Andrae-Roman, derselbe, der dem Freunde ins Gewissen redete, als dieser sich mit der Sängerin Lucca während eines Badeaufenthaltes photographiren ließ, und dafür von Bismarck entschieden zurechtgewiesen wurde. Eine der Geschichten, die Andrae erzählt, spielt zu Anfang der sechziger Jahre, als Bismarck schon Ministerpräsident war. Eines Abends hatte Bismarck seine Freunde um sich versammelt, und berichtet Andrae, beim Gläserklingen und -leeren überkam uns bald eine fröhliche Stimmung. Wir kamen auch auf die glückliche Studentenzeit zu sprechen, aus der sich Bismarck mit Stolz erinnerte, einer der festesten Sänger gewesen zu sein. „Ein Lied", sagte er, „habe ich immer besonders gern gesungen, und doch kann ich's jetzt mehr zusammenreimen. Der Bundestag hat alle Poesie vertrieben. Es handelte von funkelndem Wein und von Abschiedsschmerz." — „Wohlauf noch getrunken den funkelnden Wein", riefen wir wie aus einem Munde. „Ja, das ist es", stimmte er freudig zu, „können Sie das singen, Andrae?" „Gewiß", erwiderte ich, „wenn Keudell mich begleitet." Wir verfügten uns sogleich zum Flügel, und kaum hatte ich begonnen, so summte Bismarck leise mit, dann stimmte einer, dann endlich alle auch er laut mit ein. Plötzlich aber sprang er auf, winkte mit beiden Händen Stillschweigen und rief mi komischem Ernst: „Um Alles in der Welt, was machen wir? Was würden Waldeck und Virchow und Twesten sagen, wenn sie uns hörten? Das „Vaterland" steht am Rande des Verderbens und der Minister, der es hineinstürzen wird, singt lustige Studentenlieder!" Das war das einzige Mal, daß ich ihn singen hörte.

Edelsteine und ihr Werth. Einige Eröffnungen über den wirklichen Werth von Edelsteinen macht der Sekretär der berühmten Juwelenfirma Barnett in London. Danach ist es heute nicht mehr der Diamant, der die erste Stelle unter den Gemmen einnimmt: dieser ist augenblicklich so gewöhnlich, wie ein Edelstein es überhaupt nur sein kann. Der modernste Stein ist gegenwärtig der Smaragd, und zwar erfreut er sich deshalb so besonderer Gunst, weil er, mit jedem Tage selterer wird. Erst kürzlich wurden für einen Smaragd von drei Karat 3500 M. gezahlt! während ein sechskarätiger Stein für 16 000 M. fortging. Ein Diamant von genau derselben Größe und Reinheit kostet dagegen nur 4 000 M. Was Rubine anbetrifft, so ist nach wie vor der hellere orientalische Stein werthvoller als der von dunkeler glühendem Roth, den man in Siam findet, Ebenso ist der hellere Saphir von der Insel Ceylon viel kostbarer als der tiefblaue Stein aus anderen Gegenden Indiens.

Litterarisches.

Buch der Erfindungen, Gewerbe und Industrien. Gesammtdarstellung aller Gebiete der gewerblichen und industriellen Arbeit, sowie von Weltverkehr und Weltwirthschaft. Neunte, durchaus neugestaltete Auflage. Bearbeitet von Fachmännern ersten Ranges. Vollständig in 10 Bänden, geheftet je 8 M., in Halbfranz gebunden je 10 M. Auch in 160 Heften zu je 50 Pf., oder in 400 wöchentlich erscheinenden Lieferungen zu je 20 Pf. beziehbar Leipzig, Otto Spamer Den fünf bereits früher erschienenen Bänden der neunten Auflage von obigem Werke ist soeben ein weiterer, der siebente Band gefolgt. Er behandelt die beiden ebenso ausgedehnten als wichtigen Arbeitsgebiete „Die Industrie der Steine und Erden" und „Die chemische Industrie", ist also von außerordentlicher Reichhaltigkeit und um so interessanter, als sein Inhalt fast durchaus mit dem täglichen Leben in innigster Beziehung steht. Den ersten Teil eröffnet Ingenieur Max Gary mit den Kapiteln über die Bearbeitung der Bausteine, über Kalk, Cement und Gips, sowie über Kunststeine. Hervorragend sowohl in Bezug auf den sachlichen Gehalt als die vollendete Form ist die Darstellung der heute zu so hoher Entwickelung gelangten Thonwarenindustrie von Regierungsrath Dr. Hecht. Dieser Abschnitt, wie auch der darauf folgende über die Glasindustrie von Ingenieur E. Carmer, beide vortrefflich illustrirt und mit zwei prächtigen Farbendrucktafeln über Kunsterzeugnisse der Thon- und Glasindustrie versehen, dürften wohl das allgemeinste Interesse finden, wandern doch die Erzeugnisse dieser beiden Industrien bis in die ärmlichste Hütte. Die ganze zweite Hälfte des Bandes nimmt der Abschnitt über die chemische Industrie ein Professor Dr. Lassar Cohn, der bekanntlich als Direktor der Volkshochschulkurse nach München berufen worden ist, hat es meisterlich verstanden, dieses vielgestaltige und schwierige Gebiet in allgemeinverständlicher und fesselnder Weise dem Leser vorzuführen. Er schildert uns die Herstellung der Soda, des Kochsalzes und die damit verbundenen Industrien, des Schießpulvers und der neueren Explosivstoffe; die Erfindung der Feuerzeuge sowie Darstellung und Verwendung des Phosphors; die Verwerthung des Holzes, der Fette und Oele, der Steinkohlen in der chemischen Industrie, die Dachpappenfabrikation, die Herstellung der künstlichen Heilmittel uud der Desinfektionsmittel, die Raffinerie des Petroleums; die Verflüssigung der Gase und der Luft u. s. w. Er führt uns ein in die Geheimnisse des Chemikers, der den schmierigen Teer in prangende Farben, Kartoffeln in Spiritus, Fett in Seife verwandelt. Und überall ist auf die wirtschaftlichen Verhältnisse Bedacht genommen. Eine werthvolle Unterstützung erfährt die Darstellung durch die reichhaltige äußerst sachgemäße und anschauliche Illustrirung, die hier wirklich ist, was sie sein soll: eine wirksame Ergänzung des Textes. Der prächtige Band bringt das ganze Werk seiner Vollendung wieder einen großen Schritt näher. Es liegen nunmehr sechs Bände vor, die sich durch ihr vornehmes und stattliches Aeußere ganz besonderes auch als Weihnachtsgeschenk eignen.

Für die Redaktion verantwortlich: Karl Frank in Thorn.

Corsets
neuester Mode
sowie
Geradehalter
Nähr- und
Umstands-
Corsets
nach sanitären
Vorschriften
Neu!
Büstenhalter
Corsetschoner
empfehlen
Lewin & Littauer,
Altstädtischer Markt 25.

Empfehle mein Lager in:
Damen- u. Herren-Uhren.
Regulateure, Wecker,
Wanduhren,
Uhrketten, Ringe,
Gold u. Silber Brochen
Werkstatt für saubere
Ausführung v. Reparaturen
Ernst Nasilowski,
Uhrmacher,
Bachestraße 2.

Möbeltransport.
Spedition.
W. Boettcher
Kohlen.
Brückenstr. 5.
Prompte Abholung v.
Eil- u. Frachtgütern.

Praktisches Weihnachtsgeschenk.
Meyer's Conversations-Lexikon,
sowie
Brockhaus Conversations-Lexikon
(Neueste Auflagen)
17 Bände à 10 Mark
liefert an jeden solventen Besteller franko das ganze Werk sofort complett gegen monatliche Theilzahlungen von 3 Mk. (ohne Anzahlung).
Jedes andere Werk unter gleichen günstigen Bedingungen. 4565
S. Gans, Frankfurt a./M.,
Moselstraße 36.

Weih-nachts-
Stollen-Versand.
Die berühmten Leipziger
Christstollen
beliebtes hochfeines Weihnachtsgebäck,
(Mandelstollen u. Rosinenstollen)
à Stück je nach Qualität:
1.50, 2.—, 2.50, 3.—, 4.—, 5.—, u. 6.— M.
versendet gegen Voreinsendung
oder unter Nachnahme
Alfred Hartmann, Leipzig,
Albertstrasse.
Ich bitte, Bestellungen gefl. schon jetzt aufzugeben, mit der Angabe, **wann** die Zusendung erwünscht ist, — da ich bei zu später Bestellung für rechtzeitige Lieferung zum Weihnachtsfeste eventl. nicht garantiren kann. 4502

!Unerhört!

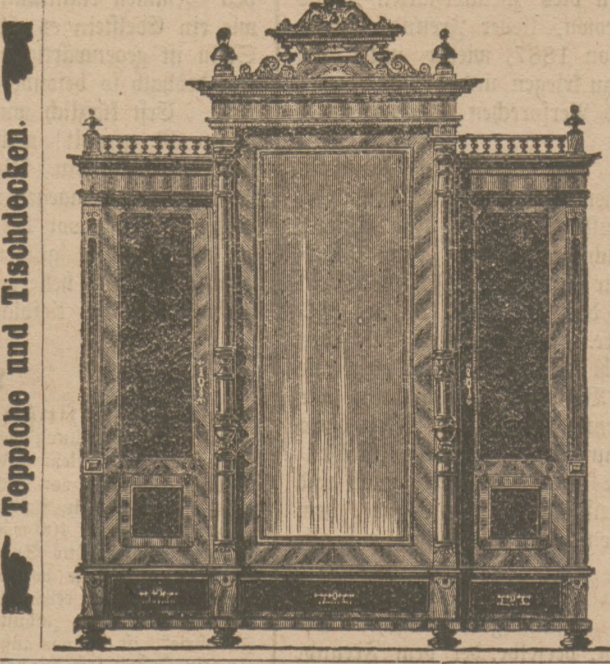
191 prachtvolle Gegenstände um nur Mk. 3,60.

1 **reizende vergoldete Uhr** mit 3jährig. Garantie,
1 **vergoldete Kette,**
1 **prachtvolle Cigarrentasche,**
1 **hochfeiner geschliffener Toilettenspiegel in Etui,**
1 **Notizbuch,** in englischer Leinwand geb.
1 **Garnitur Manchettenknöpfe** aus prima Double-Gold,
1 **Paar Ohrgehänge** aus prima Double-Gold mit imit. Steinen,
1 **sehr nützliche Schreibgarnitur,**
1 **feinriechende Toilettenseife,**
72 **sehr gute Stahlfedern,** in Original-Verpackung.
25 **Bogen feines Briefpapier,**
25 **feine Enveloppes** und
50 **Gegenstände,** die eine jede Hauswirthin benöthigt.

Diese oben genannten **191** Gegenstände liefert um nur Mk. 3,60 (bloß die Uhr hat diesen Werth) das Schweizer Export-Haus
H. Scheuer, Krakau.
Illustrirte Preiscourante gratis und franko.
Unpassendes wird binnen 8 Tagen retour genommen. 4385

Das Ausstattungs-Magazin für Möbel, Spiegel u. Polsterwaaren

von



Teppiche und Tischdecken.

Franz Krüger,

Tischlermeister,

Wollmarkt 3, **Bromberg,** Wollmarkt 3,

empfiehlt
seine grossen Vorräthe in allen Holzarten und neuesten Mustern in geschmackvoller Ausführung unter Garantie nur gediegener und guter Arbeit zu den anerkannt billigsten Preisen.

Complette Zimmer-Einrichtungen

in stylgerechten, allen Anforderungen der Neuzeit entsprechenden Façons stehen stets fertig.

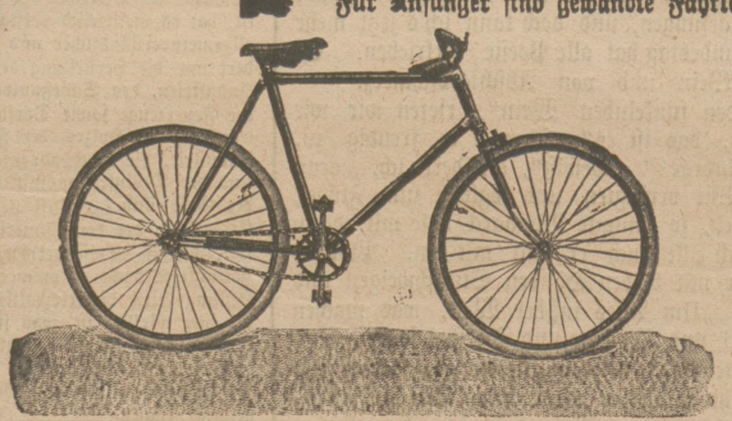
Eigene Tapezierwerkstatt u. Tischlerei im Hause unter persönlicher Leitung.
Nach ausserhalb Franco-Lieferung.
Kostenlose Aufstellung der Möbel durch Sachverständige.

Grosse Auswahl von Möbelstoffen.

Auf meinen Grundstücken
Mellien- und Höppnerstrassen-Ecke
habe ich eine
ungenirte, mit Kurvenerhöhung versehene, ca 2000 Qm. große
(3 Runden = 1 Klmtr.)

Lehr- und Uebungsbahn für Radfahrer

hergestellt, für deren Benutzung ich Zeitkarten ausgebe.
Für Anfänger sind gewandte Fahrlehrer und für Reparaturen der Räder ein Mechaniker angestellt.



Gleichzeitig empfehle ich

Styria- und Schladitz-Fahrräder

zu billigen aber festen Preisen.

Franz Zährer.

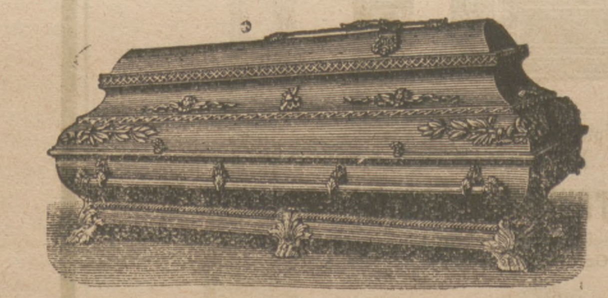
Großes Lager in Fahrrädern, Zubehör- und Ersatztheilen.
Reparatur-Werkstatt.

Sarg-Magazin und Beerdigungs-Institut

von

Schillerstrasse 6. **Fr. Przybill,** Schillerstrasse 6.

Leibwäsche,
Decken,
Kissen
in grösster Auswahl
bei
civilen Preisen.



Särge
in
Metall,
Eichen,
Kiefern
in allen Grössen

Gleichzeitig übernehme ich alle zur Ausführung des Begräbnisses erforderlichen Besorgungen.

Wissen Sie? dass Ranzig-

werden der Speisefette die Ursache schwerer Magenleiden ist, weil die Fettsäure das beste Fett nach wenigen Tagen zu zersetzen beginnt, d. h. ranzig macht? Lassen Sie in Ihrem Haushalt Palmin, ein chemisch reines Pflanzenfett, das Pfund nur 65 Pfennig anwenden, weil es garantirt frei von jeder Fettsäure und daher wochenlang haltbar ist. Machen Sie einen Versuch mit einer 10 Pfennig-Probe. Ueberall zu haben. Generalvertreter:

Ernst Kluge, Danzig.

Alleinverkauf für כשר PALMIN

M. Silbermann, Thorn, Schuhmacherstrasse 15.

In Thorn zu haben bei: E. Raschkowski. — Peter Begdon. — M. Silbermann. — Johannes Begdon. — Carl Sakriss. — A. Cohn's Wwe. — E. Szyminski. — J. Mendel. — Fr. Templin, Bromberger-Vorstadt.

JAVOL

Das Beste für die Haare

Wie kommt es, dass bei vielen Personen trotz der sorgsamsten Pflege die Haare immer mehr ausfallen und lichter werden? Weil solche ein falsches Toilettenmittel gebrauchen, welches statt Nutzen Schaden bringt. Diejenigen, welche zur Pflege ihres Haares ausschliesslich Javol gebrauchen, erfreuen sich eines vollendet schönen und üppigen Haarwuchses. Javol ist das Beste für die Haare. Preis per Flasche für langen Gebrauch ausreichend 2 M.

In Thorn zu haben bei
Anders & Co., Drogenhandlung,
Anton Koczwara, Drogenhdlg.

Dr. Thompson's
Seifenpulver



ist das beste und im Gebrauch billigste und bequemste

Waschmittel der Welt.

Man achte genau auf den Namen „Dr. Thompson"
und die Schutzmarke „Schwan".
Niederlagen in Thorn: Anders & Co., Dammann & Kordes, M. Kaliski, A. Kirmes, A. Majer, S. Simon, J. M. Wendisch Nachf., A. Wollenberg, Ad. Leetz, Jos. Wollenberg, Hugo Eromin, M. Kalkstein v. Oslowski, Paul Walke, Anton Koczwara, St. Raczkowski, Carl Sakriss, Ed. Raschkowski, R. Rütz, C. A. Guksch, Paul Weber, Ed. Kohnert, H. Netz, S. Begdon, Jul. Mendel, E. Weber.

Ausverkauf.

Anderer Unternehmungen wegen verkaufe meine

Weiss-, Woll-, Kurz- und Spielwaaren

zu jeden nur annehmbaren Preisen vollständig aus. Ausserdem sind billig zu haben: **Tombänke, Repositorien, Glasschränke, Schaukasten, elegante Schaufenstereinrichtung, Gaskrone, Blitzlampe eine Marquise für 3 Mk., Gaseinrichtung, 14 Stück Strickmaschinen, Knäulwickelmaschinen, grosse Plissé-Maschine, Kupferkessel, Dampfwaschapparat, Dampfkessel mit Dekatirwalzen, Kupfer-Dampftrockentrommel, 1 Mtr. grosses Dampfbügelbrett, viele Farben und Chemikalien, ein Natron-Carbon-Ofen, eine eiserne Gartenbank etc.**

Elisabethstrasse 4 **Hiller.** Elisabethstrasse 4.

Metall- und Holz-Särge.
Große Auswahl in
Sterbekleidern, Steppdecken, Jacken
liefert zu billigen Preisen
das Sarg-Magazin von
J. Freder,
Mocker, Lindenstraße 20,
schrägüber der Schwan-Apotheke.

Preußische Renten-Versicherungs-Anstalt,

1838 gegründet, unter **besonderer Staatsaufsicht** stehend.
Vermögen: 100 Millionen Mark. **Rentenversicherung** zur Erhöhung des Einkommens. **1896 gezahlte Renten:** 3 713 000 Mark. **Kapitalversicherung** (für Aussteuer, Militairdienst, Studium). **Oeffentliche Sparkasse.**
Geschäftspläne und nähere Auskunft bei: **P. Pape** in **Danzig,** Ankerschmiedegasse, **Benno Richter,** Stadtrath in **Thorn.** (212)

Pianoforte

Fabrik **L. Herrmann & Co. Berlin,** Neue Promenade 5, empfiehlt ihre Pianinos in kreuzsaitiger Eisenconstruction, höchster Tonfülle und fester Stimmung. Versand frei, mehrwöchentliche Probe gegen baar oder Raten von 15 Mk. monatlich an, ohne Anzahlung. Preisverzeichniss franko.

Druck und Verlag der Rathsbuchdruckerei Ernst Lambeck, Thorn.